

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 67 (1987)
Heft: 5

Artikel: Hugonotten und Jakobiten : zwei komplementäre Emigrationen und der Anbruch der Aufklärung
Autor: Lüthy, Herbert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-164437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herbert Lüthy

Hugenotten und Jakobiten

Zwei komplementäre Emigrationen und der Anbruch der Aufklärung

Das Doppelthema dieses komparatistischen Versuchs ergab sich aus der zeitlichen Nähe zweier Trizentenarien: jenes der Widerrufung des Edikts von Nantes, deren im «Hugenottenjahr» 1985 Pilgerscharen von Nachfahren und Historikern gedachten, und jenes der «Glorious Revolution», zu der zwar die vorerst letzte Invasion Englands, die Landung Wilhelms III. in Torbay im November 1688, den Auftakt bildet, deren volle Entfaltung mit der verfassungsmässigen Verankerung der «englischen Freiheiten» aber erst im Frühjahr 1989 zelebriert werden wird. Beide Ereignisse werden hier nur unter dem Aspekt der Emigrationen betrachtet, die sie auslösten; und obwohl die Grössenordnung dieser Emigrationen — schätzungsweise je rund 1 Prozent der damaligen Bevölkerung Frankreichs und Grossbritanniens — durchaus vergleichbar war, sind im einen Fall die Glaubensflüchtlinge der eigentliche Gegenstand der Dreihundertjahrfeiern gewesen, im zweiten Fall sind die Loyalisten, die dem flüchtigen Jakob Stuart ins Exil folgten, ein kaum beachtetes Nebenprodukt des gefeierten Ereignisses. Hugenotten und Jakobiten haben nicht das gleiche Gewicht.

Doch sei erlaubt, einige allgemeine Bemerkungen über unseren täglichen Umgang mit Zentenarien, Bi-, Tri- und Multizentenarien vorauszuschicken, deren Konsum mit dem Nahen der Jahrtausendwende beängstigend überhandnimmt. Entspringt diese kalendarisch geregelte Spätform des Ursprungs- und Ahnenkults einem unverhofft wiedererwachten Geschichtssinn des postmodernen Bewusstseins oder einem immer unersättlicheren Bedarf der Medien nach auf Abruf vorgespeicherten und in Wort und Bild vorprogrammierbaren Quasi-Ereignissen, wie es diese in runden Jahrzahlen wiederkehrenden Geburts- und Todesanzeigen aus der Vergangenheit sind?

Gedenkfeiern und Gedenkartikel gab es schon lange, doch spärlich und meist unter dem Strich, wie man in der Zeitungssprache das Feuilleton bezeichnete; doch das Feuilleton ist inzwischen über den nicht mehr vorhandenen Strich und über alle Ufer getreten, und die Vorbereitung von Jubeljahren setzt wachsende Kohorten von Programmleitern, akademi-

schen Patronatsinstanzen, Forschungskomitees, Sachbearbeitern, Verlagsprogrammdezernenten, Historikerkommissionen, Kongressen und Kolloquien in Bewegung, auf dass zur rechten Zeit die so programmierte Jubiläumsschau die Welt erfülle. So geht es nun jahrein, jahraus, von Bach und Händel zu Berg, zu Liszt, zu Schoeck, von Raffael zu Watteau, Spitzweg, Arp und Schwitters, ein Kaleidoskop von punktuellen Grossaufnahmen ohne Zeitbezug, Hintergrund und Kontext. Insofern alle Kunst Ewigkeitswert beansprucht, kann sie bei diesem Treiben keinen Schaden nehmen. Doch die Geschichte, die keinen überzeitlichen Rang beansprucht, ist ebenfalls in den gleichen Strudel achronistisch kommensorierender Grossveranstaltungen geraten.

1983 hatten wir Lutherjahr und Sieg des Abendlands in der Türken Schlacht am Kahlenberg und ein bei flauer Konjunktur zelebriertes Ökonomenjahr mit Colbert, Marx, Schumpeter und Keynes, 1984 fast unbeachtet den 400. Todestag Iwans des Schrecklichen, 1985 Richelieu, Victor Hugo und die Hugenotten. 1986 feierten Basel und Holland den Humanisten von Rotterdam, ein im Geist wiedererstandenes Preussen feierte seinen Alten Fritz; und drohend türmen sich am Horizont die ganz monumentalen Vier-, Drei- und Zweihundertjahrfeiern der unbesieglichen Armada, der Glorreichen englischen und der ganz Grossen Französischen Revolution. Da naht ein historisches *Mundial*, das vor Ungeduld schon vorzeitig zu laufen begonnen hat und das uns Spektakel bis ans Ende dieses Jahrtausends verheisst. In der Schweiz hat inzwischen noch schleppend der Volksmarsch zum 700. Gründungstag, Codewort CH-91, begonnen, und auf den Fersen wird ihm die Landung des Columbus in der Neuen Welt folgen.

So weit, so gut: man soll die Feste feiern, wie sie fallen; aber sie fallen hoffnungslos durcheinander. Es ist zu befürchten, dass in der völligen Beliebigkeit, mit der in dieser Jahreszahlenlotterie gerade fällige Szenarien aus Kultur- und Weltgeschichte ein- und ausgeblendet werden, die Daten und Bezüge immer chaotischer durcheinander kollern.

Die Schlacht an der Boyne

Dass einst im Jahre 1789 in London gerade die Zentenarfeiern der *Glorious Revolution* in Gang waren und im Umkreis der zur Organisation dieser Jubelfeier gegründeten *Revolution Society* viele besonders laut feiernde Prädikanten und Radikale nicht nur in Glückwunschadressen zum Bastillesturm die Glorreiche englische Revolution mit der soeben in Frankreich anrollenden vermengten, sondern auch die *Glorious Revolution* mit der *Great Rebellion*, der Hinrichtung des Stuartkönigs Karls I. und

der Republik Cromwells gleichzusetzen begannen, hat damals *Edmund Burke* in rasenden Zorn versetzt. Aus diesem Zorn ist eines der grössten politischen Pamphlete der Literaturgeschichte entsprungen. Die englische Revolution von 1689, legte er dar, hatte mit der abscheulichen *Great Rebellion* nichts gemein, und sie war etwas kategorisch anderes als der französische Demagogen- und Pöbelaufruhr gegen die Bastille und die Adelssitze, gegen Versailles und die Königsfamilie; nämlich eben die glorreiche, weil unblutige und streng legale Verankerung der englischen Freiheiten von 1689.

Prophetischer Zorn ist nicht immer ein Quell lauterer Wahrheit. Es gibt ein Ereignis der englischen *Glorious Revolution*, das nicht im weiten Abstand von Zentenarfeiern, sondern wie die Näfelser Fahrt oder die *Escalade* alljährlich begangen wird, und es ist durchaus kein unblutiges: Der Sieg des Oraniers Wilhelm III. in der Schlacht an der Boyne am 2. Juli 1690 über die irischen Aufgebote Jakobs II., die Derry belagerten — die nordirische Stadt, die auch Londonderry heisst, weil sie und ihre verwüstete Grafschaft nach der Unterwerfung von 1603 der Stadtkorporation von London als Kolonisationsgebiet übergeben worden war. Wenn an diesem Tag alljährlich die *Orangemen* in makabren Maskenzügen die *Battle of the Boyne* begehen, dann ist das auch heute noch ein banger Tag für die Polizeibehörden in Belfast, London und Dublin, als könnte beim ersten Gewaltakt der alte Stammeskrieg zwischen Oraniern und Stuarts, zwischen Angelsachsen und Kelten, zwischen *Williamites* und *Jacobites* wieder ausbrechen.

James Stuart floh 1690 nach der Boyne zum zweiten und nun letzten Mal nach Frankreich; doch er hatte in seinen dreieinhalb Regierungsjahren als König von England, Irland und Schottland seine irische Armee unter den Befehl römisch-katholischer Offiziere gestellt — zweifellos ein wesentlicher Aspekt des «Papistischen Komplotts», von dessen Denunziationen Parlament und Strasse Londons seit einem Jahrzehnt widerhallten —, und diese Armee kämpfte in langsamem Rückzug ins tiefe gälische Irland auch ohne König weiter, nicht für den Stuart, sondern gegen die englische Herrschaft. Es dauerte noch mehr als ein Jahr, bis sie am 3. Oktober 1692 in der Kapitulation von Limerick gegen die Zusicherung freien Abzugs — und gegen einige Zusicherungen an die irischen Katholiken, die dann toter Buchstabe blieben — die Waffen niederlegten. Seither haben sich wohl noch Iren, aber nie mehr Irland für die Stuarts gerührt. Das war innerhalb des 17. Jahrhunderts die dritte und nun auf lange hinaus endgültige militärische Unterwerfung, Enteignung und Kolonisierung Irlands, und erst sie konsolidierte den Machtwechsel, der in England 1689 wie ein glänzend inszenierter Handstreich fast reibungslos vor sich gegangen und in Schottland nach einem kurzen Aufruhr zerstrittener Hochlandstämme erstaun-

lich friedfertig aufgenommen worden war. Insgesamt setzten 1690–1692 25 000 Angehörige der irischen Armee nicht als Flüchtlinge, sondern als reguläre Formationen mit ihren Offizieren nach Frankreich über und traten fast alle geschlossen in französischen Dienst.

Interloper auf allen Meeren

Das ist der eine zahlenmässig belegbare feste Kern der jakobitischen Emigration. Ein maritimes Gegenstück fehlt: es gab keine irische Flotte. Das Ausschwärmen irischer Seeleute, Schiffseigner und Seehandelsfamilien zunächst in die Invasionshäfen der Bretagne und der Normandie, dann nach der Eigengesetzlichkeit des Seehandels nach allen Küsten und Kontinenten, kann nur im lockeren Sinn mit jakobitischem Legitimus gleichgesetzt werden. Ein jakobitisches Bekenntnis erleichterte freilich die Erlangung von Freibriefen von katholischen Fürstenhöfen Europas – etwa vom Wiener Kaiserhof für die Ostender Überseeengesellschaft, die von den Seemächten zu Recht als Konterbandengesellschaft betrachtet wurde. Die jakobitischen Wassergeusen bildeten nach dem Utrechter Frieden, der die offizielle französische Unterstützung der Stuarts beendete, eine eigenartige Sondergruppe in der kosmopolitischen Welt der *Interloper*, der Wilderer zur See, d.h. des privaten Überseehandels auf eigene Faust und unter wechselnden Flaggen unter Missachtung aller Handelsmonopole der britischen und niederländischen Ost- und Westindiengesellschaften. Das konnte auch von Emden, Kopenhagen, Stockholm oder Triest aus geschehen. Doch die Laufbahn ursprünglich jakobitischer Seefahrerdynastien in den obersten Rängen des französischen Marine- und Kolonialdienstes und vor allem in der von John Law reorganisierten französischen Indiangesellschaft zeigt, wo das bevorzugte Exilland lag und wo ein jakobitisches Treuebekenntnis die besten Aufstiegschancen gewährleistete. Je länger freilich die erhoffte siegreiche Stuart-Restauration ausblieb, desto mehr verwischten sich die Übergänge zur allgemeinen militärischen, maritimen und industriellen Reisläuferei über alle Grenzen Europas; wie etwa in der jakobitischen Emigrantendynastie John Holkers, des französischen Generalinspektors für ausländische Manufakturen, dessen Amt in der Anwerbung englischer Arbeiter, Unternehmer, Techniker und Werkspione bestand.

Ein wandernder Hof

Der zweite feste Kern der jakobitischen Diaspora ist natürlich die wandernde Residenz der Stuarts im Exil, des 1701 verstorbenen Jakobs II., dann seines Sohnes James, des «alten», und seines Enkels Charles

Edward, des «jungen Prätendenten»; während der ersten 25 Jahre recht königlich in Saint-Germain bei Paris, dann immer englandferner in Bar-le-Duc, Avignon und endlich 1718 als unbehaglicher Kostgängerhof des Heiligen Stuhls in Rom. Ein Königshof im Exil mit Ministern und diplomatischem Dienst, getreuem Adel und Gefolge, Verschwörern, Geheim- und Doppelagenten, Parasiten, Dienerschaft und Tross, das war zu Beginn ein ganzes Volk: in Saint-Germain-en-Laye und Paris waren es um 1700 am Rande des Hofes wohl fünftausend Geflüchtete, die als Jakobiten die Unterstützung des Sonnenkönigs und der Kirche beanspruchten. Nach 1713 lichtete und zerstreute sich diese Masse, und der Königshof, der sich gerade in Rom ein angestrengt ökumenisches Gepräge gab, war nach 1766 beinahe verwaist. Charles Edward, der junge *Pretender*, der 1745 nochmals auf eigene Faust seine schottischen Hochlandclans zur letzten Schlacht gegen die Neuzeit führte, brach danach mit Familie und Kirche und irrte während zweier Jahrzehnte verbittert und verwahrlosend durch den konspirativen Untergrund seiner Diaspora. Übrig blieb in Rom sein Bruder Henry, 22jährig zum Kardinal von York *in partibus* erhoben und dennoch weiterhin proklamierter Thronprätendent; und für die Nachwelt bleiben die monströsen Grabmonumente der letzten Stuarts und der Exilkönigin Marie Sobieska im Petersdom in Rom und die vergilbten Aktenberge eines Heiligsprechungsprozesses für Jakob II. Stuart zur Erinnerung an eine der hartnäckigsten Fehlinvestitionen der Kirche und der Societas Jesu.

Dieser römische Exilhof hat nicht nur für europäische Beobachter und Historiker, sondern für die späten Stuarts selbst das Phänomen des jakobitischen Legitimus zu einem ständigen Missverständnis werden lassen. Alles Treiben der Exilanten und der Prätendenten auf dem Kontinent hatte überhaupt nur insofern Bedeutung, als es eine jakobitische Partei in England selbst gab. Diese insulare Dimension des jakobitischen Phänomens ist die eines Landes und seiner Oligarchie im Hader mit seiner Dynarchie.

Die «papistische Gefahr»

Insofern Partei im sehr prärogativen-, sippen- und patronatsbezogenen System der englischen Politik einfach Faktionen und Klientelen bedeutete, die sich um Königshof, um frondierende Adelshäuser, um Hochkirche und dissidente Sekten bildeten, war die Existenz einer Partei des jeweils künftigen Thronfolgers so einleuchtend wie eine Wette auf ein sicheres Pferd. Die jakobitische Partei vor, während und nach dem kurzen Regnum Jakobs II. 1685–1688 war in ihrer keineswegs anachronistischen Selbstdefinition eine legitimistische Partei. Und es ist vielleicht festzuhalten: sie

war, entgegen einer ganzen Stuartlegende, in keinem nennenswerten Mass eine katholische Partei, auch wenn die sehr ostentative Konversion des von der französischen Mutter und frühem französischem Exil geprägten James II. Stuart zur römisch-katholischen Kirche der Stein des Anstosses wurde.

«Römisch» ist hier eine notwendige Präzisierung, weil im englisch-kirchlichen Sprachgebrauch Katholizität ein selbstverständliches Attribut der anglikanischen Kirche ist, die sich nie als schismatisch verstand, und das Lobewort «*catholic*» vor allem ein erlesenes Kompliment für die erasmischen Tugenden weiter Bildung und Toleranz bedeutet. Der ausdrücklich römische Katholizismus der «Papisten» jedoch war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als in England eine für Rom illegitime und exkommunizierte Königin auf eine römisch-spanische folgte, das Panier einer ultramontanen Partei gewesen und von Spanien und der Kurie als Fünfte Kolonne eingesetzt worden. Mit dem Friedensschluss zwischen den Nachfolgern Philipps II. und Elisabeths endete 1604 fast abrupt auch diese Zeit ständiger Komplote, Konspirationen und Invasionsängste, und der englische Katholizismus hörte auf, politisch militant zu sein und auf fremde Armaden zu hoffen. Das *gunpowder plot* von 1605, das als Teufelsspuk in die englische Folklore eingegangen ist, setzt den spektakulären Schlusspunkt unter die Ära der ständigen «papistischen Gefahr». Die apolitisch gewordene kleine Minderheit von traditionalistischen Gutsbesitzern und Gutsherrinnen mit ihren im Herrenhaus beherbergten Kaplanen und Missionspriestern, mit ihrem Gesinde und ihrem meist wenig betreuten gemeinen Volk, zur Zeit der Restauration wohl knapp 1 Prozent der Bevölkerung Englands, hatte auch aufgehört, ein Faktor im internationalen Mächtelkalkül zu sein.

Das Trauma des Bürgerkriegs

Der grosse Bürgerkrieg der Jahrhundertmitte wurde ganz als innerprotestantischer Religions- und Verfassungskrieg zwischen Krone und Parlament, zwischen Episkopat, Presbyterium und puritanischen Freikirchen ausgefochten, ein voller zwanzigjähriger Revolutionszyklus, der sich nicht auf einen Nenner, wohl aber auf einen roten Faden bringen lässt: weil schon im Ansatz der von oben dekretierten anglikanischen Reformation königliche Macht und kirchliche Macht in eins gesetzt worden waren und jede Einzelheit von Credo, Liturgie und Gemeindeordnung durch Parlamentsakte begründet wurde, war die anglikanische Kirche potentiell als eine vom König etablierte Staatskirche entstanden und wurde für die Stuarts eine Zwangsanstalt auch gegen die weiterwirkenden Reformationsbe-

wegungen, denen Reformation eine Umgestaltung des öffentlichen und privaten Lebens bedeutete. Nach allen Konvulsionen, beginnend mit der bewaffneten Intervention der berserkerhaft calvinistischen Schotten, gipfelnd in der presbyterialen Republik der Heiligen, war am Ende die tolerante Diktatur Cromwells ein Sieg der Freikirchen, den auch die Restauration nicht mehr rückgängig machen konnte. Doch am Ende dieses millenaristischen Experiments, das vieles, nur keine Institutionen geschaffen hatte, blieb nur noch die Wahl zwischen weiterer Militärdiktatur, neuem Bürgerkrieg oder Rückkehr zur Stuartdynastie als kleinerem Übel. Die besonnen gewordenen Überlebenden beider Häuser des Parlaments wählten auf Zusehen hin das kleinere Übel.

Die traumatische Erfahrung dieses langen Interregnums sass den Veteranen der politischen Klasse Englands noch im Nacken, als knapp zwanzig Jahre nach der gelungenen Restauration eine neue Erbfolgekrise ausbrach. 1679, sechs Jahre vor dem Tod des 1660 restaurierten Karl II. und zehn Jahre vor der Entthronung seines katholischen Bruders, war der ganze Teufelsspek wieder da: nicht nur das demagogische Fabrikat eines «papistischen Komplotts», sondern dadurch ausgelöst der Ausbruch des längst gärenden Misstrauens gegen die Regierungsweise dieses Königs, dessen verwirrende und verworrene innen- und aussenpolitischen Doppelspiele vielleicht nur ein Inferioritätsbewusstsein gegenüber dem Versailler Sonnenkönigtum verbargen. Doch die mit widersprüchlichen Vorwänden vom Parlament erpressten und von Ludwig XIV. erschlichenen Subsidien dienten dem Aufbau einer stehenden Armee im eigenen Land, wie sie nach Cromwell kein Engländer mehr zuhause zu sehen wünschte. Und das leibhaftige «*popish plot*» war sehr einfach die Thronanwärtschaft des jüngeren Stuartbruders James, Duke of York, der sich lautstark im gleichen Atemzug zu Rom und zum königlichen Absolutismus bekannte und der 1673, als das Parlament die auf ihn gezielte Test-Akte beschloss, sein Flottenkommando und alle öffentlichen Ämter niedergelegt hatte, um ausser Landes zu gehen. Dieser Nachfolger des kinderlosen Karl als König und Oberhaupt der anglikanischen Kirche war auch beim englischen Sinn fürs Paradoxe eine unwahrscheinliche Vorstellung.

Whigs und Tories

In der Atmosphäre des *popish plot* wurde 1679 erstmals, in Vorwegnahme des *Revolution Settlement*, der Antrag auf Ausschliessung James Stuarts von der Thronfolge zugunsten seiner protestantischen Töchter im Parlament eingebracht und vom Unterhaus mit klarer Mehrheit angenommen. Die Neuwahl des sogleich aufgelösten Hauses stand völlig im Zei-

chen dieser *Exclusion Bill*, und in ihr kamen erstmals die Parteinamen *Whigs* und *Tories* in allgemeinen Gebrauch: die *Whigs*, «schottische Viehräuber», die durch Parlamentsbeschluss die Thronfolge ändern und damit das Geblütsrecht der Könige umstossen wollten, und die *Tories*, «irische Wegelagerer», jetzt gleichbedeutend mit «Jakobiten», Parteigänger des Thronfolgers Jakob Stuart, denen die blutsrechtliche Thronfolge heilig blieb, auch wenn diesen Thronfolger Gott in seinem Zorn erschaffen hatte — um so mehr, als unter den Anti-Jakobiten einige Cromwellsche Republikaner waren. Nun musste zwar ein konsequenter Tory der Hochkirche angehören und Jakobit sein, so wie ein konsequenter Whig eigentlich Dissenter und Republikaner sein musste. Doch unter *gentlemen* galt Besonnenheit mehr als Konsequenz. Für die Besonnenen beider Parteien ergab sich in dieser Aporie zunächst nur der Konsens, noch keinen offenen Bruch zwischen Krone und Parlament zu riskieren, der erneut den religiös erregbaren Mob ins Spiel gebracht hätte, und sozusagen experimentell den Dingen ihren Lauf zu lassen. 1685 bestieg Jakob II. in trotz einigen Aufstandsversuchen fast unheimlich ungestörter Ruhe den Thron. Dreieinhalb Jahre später schieden sich die besonnenen Tories von den unbedingten Jakobiten und kamen, gemeinsam mit den besonnenen Whigs, zu dem reiflich überlegten Schluss, dass dieser ausser dem Gesetz stehende König, der sein stehendes Heer nun auch jakobitischen Offizieren unterstellte und mit der unerwarteten Geburt eines Sohnes aus zweiter, in jedem Sinn ultramontaner Ehe jede Aussicht auf eine protestantische Thronfolge zunichte machte, eine Gefahr für Kirche, Staat und etablierte Ordnung war. Und im Einvernehmen der Wortführer der politischen Klasse wurde Wilhelm von Oranien, der Schwiegersohn Jakobs II., ins Land gerufen.

Während eines Vierteljahrhunderts blieb in England weiterhin die behelfsmässige Legitimität der weiblichen Erbfolge im Hause Stuart gewahrt. Dieses Vierteljahrhundert der beidseits ungeliebten Personalunion mit den Niederlanden und dann der immens populären und pathetisch hilflosen Königin Anna, der letzten thaumaturgischen Königin Englands, waren für das Inselreich ein Entwicklungssprung: sie brachten die Union mit Schottland, die in ihren Dimensionen völlig neuen Institutionen des öffentlichen Kredits, der konsolidierten Staatsschuld und der Währungsstabilität, dank denen England seine Koalitionskriege finanzieren konnte, die Welthandelshegemonie, aber auch die Kodifikation der englischen Freiheitsrechte, die Apotheose Newtons, die Staatstheorie und Erkenntniskritik Locke's und die Blütezeit einer freien Presse, in deren öffentlich ausgetragenen Kontroversen eine Pleiade genialer Journalisten die Polemik in den Rang des literarischen Kunstwerks erhoben.

Erst mit dem nahen Ende der letzten gekrönten Stuarttochter drohte die schleppende Erbfolgekrise noch einmal auszubrechen. Der genealogi-

sche Rösselsprung zum fern verwandten, gänzlich unenglischen und leicht verächtlichen Hause Hannover vermochte einen legalistischen Anspruch, aber keine sakrale Aura zu übertragen. Nach 1710, mit Wissen der Königin, der alle Kinder unter den Händen weggestorben waren, verhandelte das gleiche Torykabinett, das im Alleingang den Frieden von Utrecht schloss, über viele Mittelsmänner über eine neue Stuart-Restauration, die Rückkehr des 1701 in Paris als Jakob III. ausgerufenen legitimen Sohns Jakobs II., James Edward, — desselben, dessen Geburt 1688 der letzte Anstoss der Revolution gewesen war. Doch er verweigerte zum Erstaunen der regierenden Tories, die dies als Routineakt betrachteten, die Beurkundung seiner Konformität mit der anglikanischen Kirche. Diesem Prätendenten war London keine Messe wert.

Als nach Annas Tod der Hannoveraner Georg I. als König von England proklamiert wurde, gingen die belasteten Minister nach Frankreich ins Exil, und Marlborough ging auf kontinentale Bildungsreisen. Der dank seinen staatspolitischen Schriften, vor allem seinem Ideal eines über den Parteien stehenden *«patriot king»*, berühmteste dieser Minister, Viscount Bolingbroke, trat 1715 als Schattenminister in den Dienst des Stuart-Prätendenten, der in Ermangelung einer Möglichkeit in England eine Schilderhebung in Schottland vorbereitete. Nach dem Fiasko, das einige Hinrichtungen und eine neue Emigrationswelle zur Folge hatte, trennten sich die Wege: Bolingbroke wurde Staatsphilosoph und bahnte sich wie andere Tories den Weg nach England zurück, der *Pretender* und sein Hof gingen nach Rom. Zurück blieb ein meist latentes, doch zu jähren Ausbrüchen fähiges Unruhepotential, mindestens während der zwei ersten Generationen der ungeliebten Hannoveraner-Dynastie; auf jeden Fall die kürzeste und bündigste Art, dem ganzen Regiment der Hannoveraner und Whigs die Legitimität abzusprechen. Es gab andere Arten der Opposition, doch die *«jakobitische»* war zweifellos die salonfähigste, und in guten Häusern blieb es lange ein verschwörerisches Geheimritual, herausfordernd oder diskret *«auf den König über dem Wasser anzustossen»*. Nach 1760 freilich wurden die Jakobiten zum historischen Kuriosum legitimistischer Exzentrität, bis mit dem Einbruch der Romantik, mit Ossian und Walter Scott und der victorianischen Begeisterung für die Stuartlegende und für die seit 1746 offiziell verbotenen Schottenmuster und Schottentrachten auch die getreuen Jakobiten in Mode und zu Markte kamen.

Zweierlei Flüchtlinge

Es ist hier etwas ausführlicher von den Jakobiten die Rede gewesen, weil sie und ihr mystischer Glaube an das sakrale Geblütsrecht der Königs-

sippe uns vermutlich fremder sind als die Hugenotten, deren Name nach immer noch wahrscheinlichster Etymologie auf die eidgenössische Partei im Genf des 16. Jahrhunderts zurückgeht. Auf den ersten Blick ist der Kontrast zwischen den beiden Exilantenzügen und der Sache, für die jeder sein Flüchtlingslos auf sich nahm, so eklatant wie nur möglich. Es wäre verlockend, aus der Ikonographie und Literatur der Zeit und der historisierenden Nachwelt ein typisierendes Gegensatzpaar zu zeichnen: der Jakobit ist oder gibt sich als Aristokrat, Schotte oder beides, kriegerisch, heroisch, hochfahrend, leichtsinnig; der Hugenotte des grossen Refugiums ist ein provinzieller Plebejer, demütig, leidensstark, gottesfürchtig und sittenstreng. Nur darin sind sich die Chronisten der beiden Flüchtlingsströme einig, dass sie eine Elite waren. Etwas subtiler, doch nur begrenzt aussagekräftig ist die Unterscheidung, gemäss der die Jakobiten eine politische, militärisch geschlagene und nun vom Ausland aus agierende Opposition waren, die Hugenotten aber wehrlose Glaubensflüchtlinge, die nicht an Aufruhr dachten und nur um des Glaubens willen alles preisgaben. So, als aller Habe beraubte Refugianten, erscheinen sie nach 1685 in den Flüchtlings- und Unterstützungsregistern der reformierten Städte, in denen sie meist vorübergehend Aufnahme fanden; selbst jene, die einige Wertgegenstände hatten mitnehmen können, hatten sie unterwegs an Fluchthelfer über die militärisch gesperrte Grenze opfern müssen, weil das Widerrufungsedikt den Reformierten nicht nur die weitere Existenz im eigenen Land, sondern auch die Auswanderung bei Strafe an Leib und Leben verboten hatte.

Weil eine historische Kommemoration auch einen bleibenden historischen Ertrag bringen muss, ist ein unter deutsch-französischem Patronat stehendes umfangreiches Forschungsprojekt mit internationalem Mitarbeiterstab seit Jahren und noch für Jahre am Werk, um, ausgehend von diesen sehr informationsreichen Flüchtlingslisten, aber unter Ausnützung aller zusätzlichen Quellen, die ganze Masse von Schicksalen nicht nur zu zählen, sondern biographisch und kartographisch auf allen Irrwegen bis zur schliesslichen Bleibe zu verfolgen: von Genf, der wichtigsten ersten Etappe aller Fluchtwege zu Lande, auf vielen Wegen und Umwegen nach Frankfurt, wo sich die grossen Wanderzüge nach Norddeutschland und nach den Niederlanden teilten und wo die Werber um Kolonisten für die vom Dreissigjährigen Krieg verwüsteten Ebenen Hessens und Brandenburgs oder für die Kolonialländer in Irland, Neuengland und Südafrika bereitstanden. Hugenottengeschichte war bisher vor allem Genealogie, und Familiengeschichten sind meist Bewährungs- und Erfolgsgeschichten. Wenn das Resultat dieser grossen Unternehmung vorliegt, werden wir besser ermessen können, dass jede Summe eines Refugiums zuerst eine Summe von Not und Heimatlosigkeit ist, und wir werden weniger versucht

sein, mit über den Daumen gepeilten globalen Zahlen zu arbeiten: 160 000 – 200 000 – 250 000 Flüchtlinge?

Alles wird auch diese Untersuchung nicht erfassen können: die Masse von Flüchtlingen aus den maritimen Provinzen Frankreichs, die übers Meer die Küsten Englands oder der Niederlande erreichten, wird nie genau zu beziffern sein; viele andere hatten unter dem wachsenden Druck der Verfolgung, der Berufsverbote, der Kinderentführungen oder vor der von Provinz zu Provinz vorrückenden Bestialität der Dragonnaden rechtzeitig, d. h. vor der Revokation noch hastig die Grenzen überschritten, viele Handelsleute und Notabeln konnten durch Hintertüren oder bevorrechtigt ausreisen, darunter die Prominentesten, der Marschall Schomberg, der Admiral Duquesne und der Hugenottengeneral Marquis de Ruvigny, der als englischer Befehlshaber von Irland bis Spanien gegen den Stuartsohn Berwick kämpfte und Stammvater der Herzöge von Galway wurde wie Berwick jener der Herzöge von Liria. Und unerfasst bleibt natürlich die kontinuierliche Binnenwanderung innerhalb Frankreichs nach minder gefährdeten Orten, in die schützende Anonymität der Hauptstadt, der Handelsplätze und der geschonten Manufakturzentren wie Sedan und Abbeville. Die begleitende Kapitalflucht, die in der 1689 beginnenden europäischen Kriegszeit tausend Wege fand, war nach den Schätzungen der königlichen Intendanten und Finanzräte gigantisch, doch dokumentieren lässt sie sich so gut wie nie; die königliche Liquidationsverwaltung der Refugiantengüter erstickte bis zur Revolution in unentwirrbaren Prozeduren um jeden Fussbreit Familienbesitz.

Die Zäsur

Eine materielle Katastrophe für Frankreich, wie sie so prominente Zeugen wie Vauban und Saint-Simon geschildert haben, war dieser Aderlass nicht; diese Zeitgenossen, die vom Glanz des Versailler Sonnenkönigs nicht geblendet wurden, sahen in der militärisch vollstreckten Zwangsbekehrung der *prétendus Réformés* die Fratze der Hybris und im Exodus, der das moralische Scheitern der Dragonnaden weithin sichtbar machte, den Wendepunkt vom glorreichen Aufstieg zur langen Agonie des «*siècle de Louis XIV.*». Das sind keine Kategorien quantitativer Geschichtsschreibung. Der grosse Transfer von technischem Wissen und Können durch die Hugenotten in ihre Aufnahmeländer, noch vor einem halben Jahrhundert ein Glaubenssatz aller Wirtschaftsgeschichte, hat sich in der seitherigen Einzelforschung auf recht Weniges reduziert: eine Verbreitung französischer Moden und *frivolités*, der Strumpfwebstuhl in Preussen, verbesserter

Weinbau am Südkap Afrikas, Rinnsale im grossen Strom der von besoldeten Anwerbern und Werkspionen in Gang gehaltenen «gewerblichen Völkerwanderung» des sogenannten Merkantilismus. Doch die grosse Zeit der durch Inquisition und Gegenreformation vertriebenen Unternehmer und Kaufleute war nicht das Refugium von 1685, sondern das sechzehnte Jahrhundert der Italiener, Wallonen und Flamen.

Zu einer eigentlichen Hugenottenindustrie entwickelte sich seit Ende des 17. Jahrhunderts die Fabrikation buntbedruckter leichter Misch- und Modegewebe, der «*toiles peintes*» oder «*Indiennes*» — ein loser Oberbegriff für eine noch ganz experimentelle Kombination von mechanischen Verfahren zur Herstellung möglichst reiner Baumwolle nach noch unerreichbarem indischem Vorbild, von immer neuen Farb- und Drucktechniken und schnell wechselnden Modellen, Mustern und Märkten und betrieblicher Konzentration in den Manufakturen des Rokokostils. Das Gedeihen dieser Industrie in den Städten des Refugiums, vor allem im Schmuggelkorridor entlang der französischen Grenze von Genf über Neuenburg und Mülhausen bis zum Niederrhein, ist freilich der historischen Koinzidenz zu verdanken, dass fast genau ein Jahr nach der Widerrufung des Edikts von Nantes ein anderes Edikt mit äusserster Schärfe die Herstellung, den Besitz, den Kauf und Verkauf von *Indiennes* in Frankreich verbot. Das war keine konfessionelle Massnahme, sondern merkantilistische Gewerbepolitik zum Schutz der einheimischen Woll- und Leinwandfabrikate — vor Ende des Jahrhunderts folgten ähnliche Verbote in Grossbritannien, Preussen und Spanien — aber es erwies sich als Geschenk an die Städte und Kleinstaaten, die den Refugianten und nun auch der neuen Industrie Aufnahme gewährten. Wie hier Glaubensfestigkeit, Erwerbssinn, Mode und Konterbande zusammenkamen, bleibe unerörtert.

Nationale Verkürzungen

Was an den stets würdigen und oft eindrücklichen internationalen Kundgebungen, Ausstellungen und Publikationen zum Hugenottenjahr zuletzt oft beirrte, war die nationale Verzerrung oder Verkürzung der historischen Perspektiven eines Exodus, der für Frankreich und die Mächte der sich nun bildenden Grossen Koalition der protestantischen Seemächte ein beiläufiges, doch publizistisch wirksames Vorspiel zu einem Vierteljahrhundert Hegemonialkrieg wurde. Am besten entgingen diesen Fallstricken die grosse, in perfekter Zusammenarbeit einer brillanten Equipe westschweizerischer Historiker zusammengetragene, grossartig schlichte Gedenkausstellung im *Ancien Evêché* von Lausanne, didaktisch aufgebaut wie eine dokumentierte Ahnengalerie, und die Reihe gestrenger

Genfer Bestandesaufnahmen zum Hugenottenjahr, gerade weil sie sich ganz auf den Schauplatz Genfs und des eidgenössischen Fluchtkorridors in seiner Verängstigung und Enge beschränkten, wo die Stimmen der weit verstreuten Diaspora und der «Maquisardenkirche» des französischen Südens besser vernehmbar waren als irgendwo sonst.

Dass umgekehrt die deutschen Kommemorationen, soweit sie sich nicht mit lokalhistorischer Folklore von Calw bis Kassel begnügten, es mit der historischen Perspektive besonders schwer hatten, ist begreiflich genug. Hier ist die ganze neuere Geschichte noch wund, die Geographie des Geschehens zum Palimpsest geworden; die Siedlungsstätten der hugenottischen Kolonisten östlich der Oder sind vom Erdboden verschwunden, und beidseits der Mauer durch die einstige Residenzstadt Berlin, wo nach 1700 jeder fünfte Einwohner Franzose war, standen nun die Erben Brandenburgs nicht Auge in Auge, sondern Rücken an Rücken in grimmiger Konkurrenz um den keineswegs überbordenden Hugenottentourismus: Ostberlin mit der vorbildlich restaurierten Franzosenkirche am Gendarmenmarkt, dem Hugenottenarchiv und der Nähe Potsdams, Westberlin mit dem gleichzeitig in beiden Sprachen publizierten offiziösen deutsch-französischen Gedenkband «Die Hugenotten» und einem Tagungsprogramm unter dem Patronat der französischen Historischen Mission in Deutschland, teils im Französischen Gymnasium, teils nahe der Glienicker Brücke, wo sich die Spione gute Nacht sagen. Eine Begegnung fand eigentlich nicht statt. Deutsch- und französischsprachige Gäste redeten nach dem kurios arbeitsteiligen Prinzip aneinander vorbei. Die Franzosen referierten über die *prétendus Réformés* in Frankreich vor 1685 als spezifisch französisches Phänomen, wogegen die Deutschen über die Hugenotten nach dem Edikt von Potsdam als neuen deutschen Stamm und völlig deutschen Gegenstand dozierten.

Und doch haben die Hugenotten gerade um des Symbolwerts ihrer Herkunft willen einen Nachruhm genossen, wie er keiner der vielen andern Flüchtlingsgruppen der Zeit — etwa den Pfälzern und noch den 1732 vertriebenen Salzburger Protestanten — zuteil geworden ist. Sie müssen, nach den apologetischen Verlautbarungen der Fürsten, die sie ins Land gerufen hatten, auf einzigartige Weise die Tugenden, die man später die preussischen nannte, und die asketisch geläuterten Vorzüge französischer Zivilisation in sich vereinigt haben; und diese Vorzüge wurden im 18. Jahrhundert hochgeschätzt, auch wenn der friderizianische Hof von Sanssouci für die Calviner wenig übrig hatte. Den Höhepunkt ihres Prestiges erreichten die Nachfahren dieser privilegierten Kolonisten, die ihren französischen Ahnen wie einen Adelsbrief in ihrem Stammbaum führten, wohl zur Zweihundertjahrfeier des Bewillkommnungsedikts von Potsdam, zur Zeit nach Sedan und der Reichsgründung in Versailles, und dieses Prestige entsprang

vielleicht recht verschiedenen Quellen: dem verebbenden Kulturkampf und der Zelebration hohenzollernscher Toleranz, dem noch frischen Triumph über den Erbfeind und dem stolzen Bewusstsein, dass die Hugenotten, nach Michelet «Frankreichs beste Söhne», nach einem gern zitierten Bonmot Bismarcks «die besten Deutschen» geworden waren; und vielleicht eine Prise Fontaneschen Heimwehs nach dem alten, kargeren, nicht im reichsdeutschen Eintopf aufgegangenen Preussen, das mit seiner «verwelschten und verjudeten» Kapitale Berlin für den Bismarckfeind Constantin Frantz der undeutsche aller deutschen Staaten war — ein polnisch-ostelbisch-schlesisch-rheinisch-lutherisch-katholisch-jüdisches Konglomerat von Völkerfragmenten, zusammengestückt von einer calvinistischen Dynastie, in dem die Hugenotten sich vielleicht vorzüglich zum Staatsvolk geeignet hätten. Ganz gemäss dieser Tradition lässt Alexander Solschenizyn in «August Vierzehn» seinem unglücklichen Helden von Tannenberg, Samsonow, nicht die «Steingesichtigen» Hindenburg und Ludendorff gegenübertreten, sondern den Général Hermann von François, aus einem in preussischem Kriegsdienst zum friderizianischen Adel aufgestiegenem Hugenottengeschlecht, Sohn des in den ersten Augusttagen des deutsch-französischen Krieges 1870 vor dem Feind gefallenen Generals von François, Inbild des preussischen Offiziers *par excellence*, gerade weil «trotz allem ein unentwegter Franzose in ihm steckte». Hier haben sich Fäden aus Geschichte, Feuilleton und Mythos zu einem Vexierbild verwirrt.

Solche Schwierigkeiten hatten die Gedenkredner anderer Aufnahmeländer mit ihren Hugenotten nicht: diese hörten spätestens nach einer Generation auf, Hugenotten zu sein, und ihr Name wurde kein Begriff. Für die Niederländer waren sie «Waalsche» wie alle Wallonen, ein Flüchtlingschub nach vielen andern seit mehr als einem Jahrhundert und eine Turbulenz mehr in der turbulenten Zeit, die mit der französischen Invasion von 1672 wiederbegonnen hatte. Noch reibungsloser ging die Assimilation in England vonstatten, wo französische Namen seit der normannischen Eroberung kaum mehr auffielen. Nur über den nachdenklichen Kommemorationen in Südafrika, wo Nachfahren der drei Dutzend um 1688 hierher verschifften hugenottischen Familien wichtige Positionen in Staat und Politik, Wirtschaft und Kirchen einnehmen, lag tiefer als einst der Schatten des Gnadenwahlstreites und des Fluchs über Cham.

Vortrupp oder Nachhut?

Doch Gedenkfeiern für einen Tag des Zorns pflegen, um erbaulich zu sein, in Zukunftsgewissheit auszuklingen: was auch ihre Einzelschicksale

waren, die Hugenotten zogen durch Nacht zum Licht, gemäss der Genfer Devise *post tenebras lux*, auch wenn dieses Licht nicht mehr unbedingt das Calvins war. In Amsterdam, Paris und London war es für abrundende Pointen unwiderstehlich verlockend, das Widerrufungsedikt Ludwigs XIV. in Beziehung zu den konfessionspolitischen Wechselwirkungen über den Kanal zu setzen: so wie zuvor der englische Bürgerkrieg, die *Great Rebellion* und die Enthauptung des Stuartkönigs Karl I. 1649 die seit zwanzig Jahren so inständig bekundete Königstreue der französischen Calvinisten unglaublich gemacht hatte, so diskreditierte nun die Ausmerzungen der protestantischen Minderheit in Frankreich die Toleranzverheissungen des Stuartkönigs Jakob II. auch bei seinen nonkonformistischen englischen Untertanen; und erst unter dem Eindruck der Dragonnaden, Zwangsbekehrungen und Flüchtlingsjagden bewilligten die niederländischen Generalstaaten — auch wenn sie mit Rücksicht auf ihre habsburgischen und savoyischen Allianzen die protestantische Trommel nur leise rührten — Schiffe, Truppen und Geld für die Expedition Wilhelms von Oranien nach England...

In solch vorwärtsblickender Perspektive mochten die Hugenotten als aufopfernder Vortrupp für die «Glorreiche Revolution» und für das anbrechende liberale *Enlightenment* erscheinen. Im eigenen historischen Kontext erschienen sie damals sich und der Welt als geschlagene Nachhut des anderthalb Jahrhunderte andauernden, bald revolutionär vorstossenden, bald unet getetzten Kampfs um die Eroberung des lateinischen Europa, der die calvinistische «zweite Welle der Reformation» geprägt hatte und ihr die Züge einer international agierenden Glaubensguerilla verliehen hatte; auch wo er, in Randgebieten, sich schliesslich festsetzen konnte, ist der Calvinismus häufiger ein Bekenntnis militanter Kader als eine Volkskirche geworden.

Farel, Calvin und Beza waren Refugianten; Jean Crespin begann seine *Histoire des Martyrs* 1535 als Flüchtling in Genf, und die wallonischen Kirchen, die in den Niederlanden, aber auch in England und in niederdeutschen Städten die französischen Hugenotten aufnahmen, waren bereits im 16. Jahrhundert als Flüchtlingskirchen im niederländischen Unabhängigkeitskampf gegründet worden. Diese weitverzweigten, alten internationalen Solidaritäten, die enger waren als die der Konfession, waren für zahllose Exilanten von 1685 eine entscheidende Überlebenshilfe.

Und auch die Hugenotten waren durchaus eine Partei gewesen, «*le parti huguenot*», und hatten als bewaffnete Partei einer kämpferischen Minderheit nach der Macht gegriffen, in den Hugenottenkriegen geschart um die mächtige Adelsfaktion der Navarra-Bourbon-Condé gegen die Adelsfaktion der Lothringen-Guise; jeder Krieg hatte sein Kontingent von Exilanten in panische Flucht getrieben, am massenhaftesten nach der Bartholo-

mäusnacht, und diese Flüchtlingswellen waren keineswegs plebejisch; aber immer hatte es noch Fluchtburgen innerhalb Frankreichs gegeben. Den Ausgang kennen wir alle: der Bourbone gelangte wohl auf den Thron, doch zu seiner Anerkennung gelangte er erst nach seinem Übertritt zur römisch-katholischen Landeskirche, und in seinem Gefolge konvertierten alle Bourbonen, Condé und Conti, und Schub um Schub fast der ganze hohe und mittlere Adel, die Magistraten und Notabeln; übrig blieb nur ein widerspenstiger Dritter Stand. Das Edikt von Nantes, das Heinrich IV. seinen einstigen Glaubensgenossen gewährte, war ein Waffenstillstand in einem brüchigen *status quo*; dreissig Jahre später, nach Jahren schon sinnlosen Aufruhrs der Verlierer, hob Richelieu das Edikt von Nantes in seiner Substanz, dem militärisch organisierten Widerstandsrecht des reformierten Staats im Staate auf und gab die verbleibende Tolerierung der kleinen hugenottischen Minderheit in die Gnade des Königs. Noch konnten sich die reformierten Notabeln dank den weiter zirkulierenden Schriften ihrer letzten Granden Sully und Rohan mit der Sache der Nation gegenüber den Ultramontanen identifizieren; doch mit dem Ende des Krieges gegen Spanien, 1659, war auch dieser Nachsommer vorbei.

Die Renitenten und die Normalisierung

Jahrzehntelang, bevor die Dragoner losgelassen wurden, hatten die insbrünstig werbenden Missionare der französischen Frömmigkeitsschule alle theologisch-dogmatischen Unterscheidungslehren in christlicher Milde geglättet und die Bekehrung zur römischen, doch vor allem zur gallikanischen Kirche als einen frohen Entschluss des Herzens vor Augen gestellt, aber sie hatten tauben Ohren gepredigt. Die Epitheta, die an den immer härter entrechteten «*prétendus réformés*» haften blieben, hiessen Verstocktheit und Hochmut. Der Befund war der einer unheilbar gewordenen Allergie gegen römische Messe und sakramentalen Kult, eine eigentliche Unvereinbarkeit zweier Religiositäten, Mentalitäten oder Sensibilitäten, wie sie bestürzend in der Ikonographie der Bekehrungstraktate und Bekehrungsbilderbogen anschaulich wird: die Allergie einer äusserlich kahlen Wort- und Schriftreligion gegen die sinnenbezogene Symbolik und die von wunderwirkenden Bildern überquellenden Kultformen der tridentinisch-barocken Kirche, gegen die Heiligen-, Marien- und Herz-Jesu-Devotionen und die sakrale Heilsgewalt des zelebrierenden Klerus; all das wurde von diesen verinnerlichten Ikonoasten als blasphemischer Hokus-pokus, finstere Magie und heidnische Abgötterei verabscheut. Diese renitenten Reformierten, ein machtloser Zwanzigstel der katholischen Nation, war eine offensichtlich nicht assimilierbare Minderheit geworden, deren

Elimination ein Gebot der Staatsräson war. Das Widerrufungsedikt hat sie nicht etwa vertrieben, sondern als nicht mehr vorhanden und als zivilrechtlich tot erklärt. «*La France toute catholique*» sollte der totale Sieg des Sonnenkönigs sein.

Eine zuerst verblüffende Formulierung für das Ereignis von 1685 ist in prominenten Gedenkreden und -artikeln der französischen Trizentenarfeiern mit grossem Beifall aufgenommen worden: es war eine *Normalisierung*. Diese Interpretation war von der Altmeisterin der französischen Hugenottenforschung, Elisabeth Labrousse, schon 1982 im Titel einer kleinen Publikation gebraucht worden, der lautete: «*La résistance d'une minorité à une normalisation*», und der damals unmissverständlich auf die über Polen hereingebrochene «Normalisation» Bezug nahm. An protestantischen Kommemorationen war stets «*Résistance*» das Stichwort gewesen; an der sehr akademischen und ökumenischen Gipfelkommemoration in Paris war «*Normalisation*» das erleichtert aufgenommene Stichwort. «*Cuius regio, eius religio*: warum sollte dem französischen König nicht recht sein, was jedem Duodezfürsten Europas billig war?

Zorn-Gottes-Theologie

Ein Auszug aus babylonischer oder ägyptischer Gefangenschaft ist auch eine Befreiung; der *Exodus* wird als freudiges Fest begangen. Das 17. Jahrhundert war für den Calvinismus und für sein intellektuelles Leben, das sich auf Kontroverstheologie beschränkte, ein finsternes und zutiefst steriles Jahrhundert gewesen; an keinem der geistigen Durchbrüche des *Grand Siècle* waren die Nachfolger Calvins beteiligt. Die orthodox verhärtete Theologie des ewigen Zorns Gottes und der ewigen Verdammnis der Menschheit, mit Ausnahme weniger ohne eigenes Verdienst Erwählter, in deren ganz alttestamentarischer Systematik die Predigt des Evangeliums eigentlich zum Ärgernis und Widersinn wurde, erschöpfte sich in der unablässigen Verketzerung jeden noch so schüchternen seelsorgerischen Einwands als Pelagianismus, Sozinianismus, Synergismus, Arminiasmus, Episcopianismus, Latitudiniarismus und wie die Heterodoxien alle hies- sen. Die Dogmatisierung der Prädestinationslehren an den Synoden von Doordrecht und Westminster, 1619 und 1649, war inmitten von Terror und Lynchjustiz erfolgt, und die weit nachhinkende helvetische *formula consensus* war eine in Panikstimmung widerwillig nachgeholte provinzielle Ratifikation des Dogmas.

Im bedrängten Ghetto des französischen Calvinismus war die Unstimmigkeit zwischen der orthodoxen Akademie von Sedan und der hetero-

doxen von Saumur bis ans Ende unentschieden geblieben. Pierre Bayle, der nach Rotterdam emigrierte Professor der 1681 aufgehobenen Akademie von Sedan, brauchte nur die krausen Denominationen der verketzerten theologischen Lehrmeinungen und ihrer jansenistischen Entsprechungen in aller Ernsthaftigkeit mit text- und quellenkritischem Kommentar zu lexigraphieren, zusammen mit einschlägigen, um rabbinisches Wissen angereicherten Kommentaren zu den Referenzfiguren der Bibel und der Patristik und vielerlei anderem mythologischem und antiquarischem Wissen, um diese ganze versteinerte Orthodoxie der Lächerlichkeit preiszugeben. Fontenelle, Voltaire und die Enzyklopädisten haben ein Jahrhundertlang aus dieser Quelle geschöpft. Es war nicht Bayle, sondern der Auszug aus der babylonischen Gefangenschaft, was deren Zorn-Gottes-Theologie innerhalb einer Generation zum Spott oder zur Verlegenheit werden liess. Die Wendung vom Prädestinationsdisput zum deistisch moralisierenden Pastorat, und beispielhaft die Wandlung Genfs von der Theologenstadt zum Zentrum der Naturwissenschaften ist in vielen Theologen- und Pastorenfamilien äusserlich nur ein Generationenwechsel gewesen.

Streit auf der Arche der Refugianten

Der bittere Streit zwischen dem paradoxalen Bayle und dem mit ihm emigrierten, streng calvinistischen Theologen Jurieu, der in Sedan sein väterlicher Beschützer gewesen war, wurde zu einer *cause célèbre* der Jahrhundertwende. Pierre Jurieu, der in seiner wachsenden Besessenheit um das Los der in Frankreich hirtelos zurückgelassenen Herde menschlich anziehender ist als sein unersättlich verhöhnender literarischer Verfolger Bayle, verfiel in seinen Pastoralbriefen dem apokalyptischen Prophetismus: binnen dreieinhalb Jahren würde Gott das Herz des Pharao erleuchten und den Protestanten die triumphale Rückkehr in ihre Heimat gestatten. Doch als die dreieinhalb Jahre um waren, geschah die englische Revolution, und Wilhelm von Oranien war der neue Josua, der die Kinder Gottes in das Gelobte Land führen würde. Jurieu wurde oranischer Agitator und Rekrutierungsagent, und seine prophetischen Flugschriften wirkten bei der Auslösung des hugenottischen Kamisardenaufstands im Hochland der Cevennen mit. Sein anklägerisches Pamphlet *«Les soupirs de la France esclave qui soupire après sa liberté»*, wurde 1788, hundert Jahre nach seinem Erscheinen, von dem damaligen Pastor Rabaud, dem künftigen Mitglied der Konstituante und des Konvents, in die vorrevolutionäre Gärung geworfen. Pierre Bayle, 1684 Gründer der schon im Titel epochemachenden *«Nouvelles de la République des lettres»*, beharrte dagegen eisern auf

der Pflicht absoluten Gehorsams gegenüber auch dem ungerechtesten Herrscher, setzte 1685 alle Hoffnung auf die verheissene Toleranz des katholischen Stuartkönigs Jakob II. als verheissungsvolles Experiment religiöser Freiheit und verurteilte zornig die *Glorious Revolution* als unmoralische und freche Usurpation. Dieser Schriftgelehrte kannte alle alten Sprachen, doch weder die englische noch gar die niederländische, und die grundlegenden Schriften John Locke's — darunter «*On toleration*» —, welche der englischen Revolution die Theorie lieferten, blieben ihm unbekannt oder lesensunwürdig. Gerade das anarchische Querulamentum Bayle's verlieh seinem Wörterbuch der Irrtümer den unwiderstehlichen Kitzel abgründiger Ironie.

Diese sensationelle Polemik zweier Rotterdamer Exilanten fand freilich in exponierter Höhe über dem intellektuellen Anonymat der hugenottischen Diaspora statt, die zwar eine gewaltige Publizistik, doch wenig grosse Geister hervorbrachte. Die Refugianten waren meist kleine, einfache Leute, umhergeworfene Schiffbrüchige, und ihre intellektuelle Elite bestand aus redlichen Provinzpastoren, die stellensuchend durch die Gastländer irrten und schliesslich als Schulmeister, Haus- und Anstandslehrer, Übersetzer und Hilfsredaktoren ihr Brot verdienten. Sie haben sich als fleissige Kärner um die Verbreitung des Französischen als gesamteuropäische Bildungssprache verdient gemacht. Die 1700 gegründete preussische Akademie, deren Verhandlungs- und Publikationssprache Französisch war, rekrutierte ein Drittel ihrer Mitglieder aus eingewanderten Hugenotten: sie waren anspruchslose Untertanen, und sie waren bei der Hand. Doch zum Prestige der Akademie haben sie wenig beigetragen.

Die Intellektuellen unter den Hugenotten sammelten sich auf der grossen Arche aller Refugianten, in den Niederlanden: ein Schwarm von Druckern, Buchhändlern, Editoren, Publizisten, Übersetzern, Vulgarisatoren und über die ganze Diaspora verstreuten Korrespondenten und Kolporteurs, für die keine Grenze, vor allem nicht die französische, unübererschreitbar war. Die Abschaffung der Grenzen für den Intellekt, das Postulat, mit dem der Emigrant Pierre Bayle 1684 mit seinem Weckruf für die internationale «*République des Lettres*» das kosmopolitische 18. Jahrhundert eröffnet hatte, wurde zuerst in dieser extraterritorialen Internationale des Refugiums Wirklichkeit. Die atemberaubende Geschwindigkeit, mit der seit etwa 1690 Dutzende von hugenottischen Gazetten, aktuellen Anthologien und faszikelweise gelieferten Bibliotheken wissenschaftliche, politisch-philosophische und belletristische englische Neuheiten bis hin zu Transaktionen der *Royal Society* und englischen Parlamentsreden in französischer Übersetzung auf den meist unterirdischen europäischen Büchermarkt geworfen wurde, lässt die Mühlen unseres heutigen Verlagswesens als mammuthaft schwerfällig erscheinen.

Die Jakobiten als Apostel der Toleranz

Die termitenhafte Wirksamkeit dieser Diaspora hat vor fünfzig Jahren, damals zum 250. Jubiläum der Revokation, der Komparatist *Paul Hazard* in seinem grossen Werk über die «europäische Bewusstseinskrise zwischen 1680 und 1715» ins Licht gerückt, und eine breite historische Forschung hat seither dieses Feld bestellt. Kaum beackert ist hingegen das Feld der jakobitischen Diaspora geblieben, eine Fussnote der englischen Geschichte ohne Beachtung ihrer europäischen Dimension. Die jakobitische Identität ist freilich im Umkreis des konspirativen, zwielichtigen und geheimdienstbesessenen jakobitischen Exils problematischer als die der hugenottischen Refugianten, und ich möchte keine falsche Symmetrie konstruieren.

Dass 1715 der illegitime Stuartsohn, der Herzog von Berwick, seinem königlichen Bruder, der sich Jakob III. nannte, die Gefolgschaft verweigerte, weil er, Berwick, nunmehr französischer Marschall sei und nur dem Befehl des Königs von Frankreich Gehorsam schulde, beleuchtet die ganze Ambivalenz der Loyalitäten einer politichen Emigration. War der Tory Lord Bolingbroke, der im Pariser *Club de l'Entresol* und auf seinem Landsitz *La Source* bei Orléans eine ganze französische Intelligenz in die Zusammenhänge zwischen Newtons Physik, englischem Parteiensystem und parlamentarischer Monarchie einführte und als dessen Schüler Voltaire seine philosophische Laufbahn begann, war dieser Tory ein Jakobit, weil er in der Staatskrise von 1715 der schnell desillusionierte Berater des Stuartprätendenten gewesen war?

Die Jakobiten im Exil besorgten, nicht nur in den katholischen Ländern Europas, ein Geschäft der Zivilisation, das dem des hugenottischen Mittelstandes fast spiegelverkehrt glich: die Verbreitung englischer Ideen und englischer Lebensart. Und die konfessionell heterogene jakobitische Diaspora vertrat schon um ihrer eigenen Identität willen überall mit grosser Beredsamkeit die unbedingte Toleranz, die allgemeine Gewissensfreiheit, inbegriffen natürlich als ihr besonderes Anliegen die Toleranz der Nation gegenüber einem von der Landeskirche abweichenden König; Toleranz war denn auch der stete Glaubenssatz des jakobitischen Exilhofs in Rom.

Die Jakobiten waren, anachronistisch ausgedrückt, eine bis zur Schwärmerie ökumenisch gestimmte Diaspora; und jakobitische Exilanten haben mit höchstmöglicher Gewissheit die ersten Freimaurerlogen als überkonfessionelle — und nebenbei auch zur Konspiration geeignete — geheime Kneipenkonventikel auf den Kontinent mitgebracht. Ich weiss, hier bewege ich mich auf Glatteis; und der im phraseologischen Nebel verlaufende Kleinkrieg zwischen diesen wildgewachsenen Logen und dem hannoveranischen Disziplinierungsversuch durch ein kontrollierendes Zentralorgan,

die Londoner Grossloge, deren als «die alten Pflichten» bekannten Statuten der presbyterianische Pastor James Anderson und der hugenottische Hofkaplan Jean Désaguliers 1723 niederlegten, bleibe hier unerörtert.

Eine Schlüsselfigur in dieser französisch-englischen Alchemistenküche sei als Ausblick noch erwähnt: der schottische Jakobit Andrew Michael Ramsay, später Schüler Fénelons in Cambrai, der es als posthumer Testamentsvollstrecker, literarischer Nachlassverwalter und autorisierter Interpret des grossen Kirchenfürsten fertig brachte, ihn sich und sich ihm so vollkommen anzuverwandeln, dass seine eigenen Schriften als authentische Fortsetzungen der Werke Fénelons erschienen und dass sein in vernunftgemässe natürliche Religion drapiertes Bild des irenischen, erasmischen, unendlich toleranten und aufgeklärten Prälaten, so wie es Rousseau und den Enzyklopädisten zusagte — nicht aber Voltaire, dem vermutlichen Autor des Spottgedichts *La Ramsayade* —, noch als eine Art *vicaire savoyard* in das revolutionäre Theaterrepertorium von 1793 einging. Ramsay publizierte 1738 eine Initiationsrede zur Aufnahme adliger Logen-Novizen, die mit der bisher unbekannten Ableitung der Freimaurerei von in orientalische Mysterien eingeweihten Kreuzritterorden die fälschlich so genannte schottische Hochgradmaurerei begründete; er legte diese Rede dem greisen Kardinal Fleury mit der Bitte um Audienz und allerhöchster Billigung vor. Fleury antwortete mit einem polizeilichen Verbot, dem auf dem Fusse eine Bannbulle folgte. Den gesellschaftlichen Erfolg haben diese Verbote nicht gehindert: die Logen gehörten fortan zum Jahrhundert der Aufklärung wie die holländischen Gazetten, die Kaffeehäuser und die europäischen Bildungsreisen, auf deren Wegstrecken die Landsleute und die Mitbrüder der Diaspora stets ortskundige Kontaktpersonen waren.

Waren sie bewegende Faktoren der Geschichte dieses Epochenwandels? *La Fontaine* beschreibt in seiner Fabel «*Le coche et la mouche*» die wichtigstuerische Pferdefliege, welche die Pferde und auch den Kutscher fleissig sticht und sich nun brüstet, ganz allein den Wagen über den Berg gebracht zu haben. Hugenotten und Jakobiten waren an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert zwei Wolken solcher Stechmücken des Zeitgeistes, die über Europa und über den Kanal ausschwärmten. Sie haben vielleicht nur wie Mückenschwärme an der «Krise des europäischen Bewusstseins» mitgewirkt. Aber sie haben angeregt.